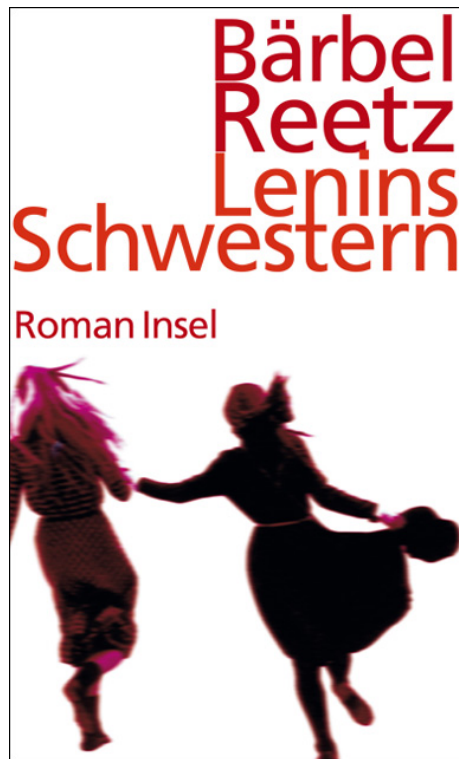


Insel Verlag

Leseprobe



Reetz, Bärbel  
**Lenins Schwestern**

Roman

© Insel Verlag  
978-3-458-17384-7





Bärbel Reetz  
Lenins  
Schwestern

Roman

Insel Verlag

Die Autorin dankt der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia  
für die Unterstützung ihrer Recherchen in der Schweiz.

Erste Auflage 2008

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2008

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17384-7

1 2 3 4 5 6 - 13 12 11 10 09 08

Menschen sind stark, solange sie eine starke Idee vertreten;  
sie werden ohnmächtig, wenn sie sich ihr widersetzen.

*Sigmund Freud*



Das Kind weint. Fedja, murmelt Sofia Wassiljewna schlaftrunken, Fedjenka, kleiner Bruder.

Gleich wird die Njanja kommen und mit ihrem zärtlichen Gemurmel das Kind beruhigen. Sie rollt sich zusammen, zieht die Knie an den Körper, die Decke bis zum Hals. Möchte so liegen wie damals, als die drei Kinderbettchen nebeneinander standen und nicht weit davon das Bett der Njanja mit den hohen Daunenkissen. Manchmal kletterten sie auf einen Stuhl: Anjuta, die Große, Fedja, der Kleine und sie. Ließen sich vom Stuhl in den Kissenberg fallen und versanken im Daunenmeer. Weiches Dunkel und Njanjas Geruch: Leinöl, Balsam, Weihrauch, Schweiß.

Betrat die Gouvernante das Zimmer, preßte sie ein Taschentuch vor die Nase und flehte in ihrem gebrochenen Russisch: Öffnen Sie doch das Fenster. Aber die Njanja vertauschte die Nachthaube mit dem buntblumigen Schal, den sie tagsüber um den Kopf trug, warf einen verächtlichen Blick auf das ausländische Fräulein, brummte etwas von der unwissenden Ungläubigen, die sich nicht bekreuzigte und die gnädigen Kinderlein erfrieren lassen wolle. Dann brachte sie Butterbrötchen, Konfitüre und Tee. Sofia weigert sich, wach zu werden. Weiß, daß es nicht ihre Kinderstube in Kaluga ist, nicht die in Palibino. Die Njanja ist tot. Und sie ist in Zürich, ist gestern aus Berlin gekommen, um die Schwester zu besuchen und den neugeborenen Neffen zu sehen. Nicht Fedja weint, sondern Anjutas Kind, ihr Sohn von Jaclard. Wenn Sofia die Augen öffnet, wird sie nicht ihre dämmerige Kinderstube sehen, in der das flackernde Talglicht vor der



silbergefaßten Ikone seltsame Schatten an die Decke warf, sondern ein fremdes Zimmer, in dem ihr Anjuta am Abend das Bett gerichtet hat.

Stimmen vor der Tür. Jaclards: *Au revoir.*

Dann Anjutas gespielte Entrüstung: *Comment? Vous êtes encore au lit!*

Widerwillig öffnet Sofia die Augen. Da steht die Schwester im Morgenmantel, das Haar gelöst, den schlafenden Säugling im Arm. Weißt Du noch, Sonjitschka?

Sie richtet sich auf, während Anjuta das französische Fräulein im Kinderzimmer von Palibino imitiert: *Il est dix heures. Vous êtes de nouveau en retard pour votre leçon!* Da muß sie lachen und steht auf.

Anjuta versorgt das Kind. Keine Kinderfrau. Sofia Wassiljewna rührt im Kaffee, schaut aus dem Fenster. Sonne draußen, der Himmel leicht bewölkt. Obstbäume im Garten, hohes Gras, weißblühende Margeriten. Im Tal die Häuser der Stadt, rote Dächer, grauer Schiefer. Gegenüber bewaldete Hänge. Der See nicht zu sehen von hier oben, wo die Dörfer Fluntern, Oberstrass und Hottingen heißen. Bald werden sie zur Stadt gehören, die Gebäude der Universität ziehen sich schon jenseits des Hirschengrabens den Hang bergauf.

Die Nachbarn der Jaclards sind Kleinbauern. Handwerker vermieten Zimmer an Studenten. Russische Studenten. Studentinnen. Denn vor neun Jahren haben die Professoren in Zürich beschlossen, Frauen zum Studium zuzulassen, und vor sieben Jahren beendete als erste Nadjeshda Suslova ihr Medizinstudium mit der Promotion. Die Tochter eines freigelassenen Leibeigenen! Jetzt praktiziert sie in Sankt Petersburg und ist mit einem Schweizer Arzt verheiratet, der ihr nach Rußland gefolgt ist. Sie war sicher, daß sie nicht die letzte gewesen ist, die in Zürich studiert hat. *Nach mir, prophezeite sie bei ihrer Abreise, werden Tausende kommen.*

Du könntest dich in Zürich einschreiben, schlägt Anjuta

vor, als hätte sie Sofias Gedanken erraten. Zum Wintersemester. Dann wären wir wieder zusammen.

Aber Sofia wendet zaghaft ein, Anjuta wisse doch, daß ihr Fach am Ort keine bedeutenden Vertreter habe, daß schon Strannoljubski in Petersburg erklärte, sie nicht weiter fördern zu können. Sie müsse zu Kirchhoff und zu Helmholtz nach Heidelberg, hatte der Professor gedrängt, der ihr im Winter 67/68 in der Wohnung der Petersburger Tanten Privatunterricht erteilt hatte.

Ja, ja, ich weiß. Ungeduldig nimmt Anjuta ihr langes Haar am Hinterkopf zusammen und steckt es fest. Aber wenn Jelisaweta Litwinowa hier Mathematik studiert, wenn sie zufrieden ist ... Eine Mode, murmelt Sofia, eine Mode unter den neuen Frauen: Mathematik nicht nur Männersache.

Dann schweigt sie beharrlich, auch Anjuta schweigt, weil sie weiß, was Sofia seit dem Tag bewegte, an dem sie erstmals die verblichenen Formeln an der Wand eines entlegenen Zimmers in Palibino entdeckt und keine Mühe gescheut hatte, das Rätsel der Zahlen und fremden Buchstaben zu lösen. Es waren die lithographierten Vorlesungen Ostrogradskis über Differential- und Integralrechnung, die der Vater in seiner Jugend gekauft hatte und die als Makulatur an die Wände geklebt worden waren. Die Tapeten, für Palibino in Petersburg bestellt, hatten für diesen Raum nicht ausgereicht. Und so stand sie stundenlang vor der geheimnisvollen Wand, entzifferte Sätze, fügte Zahlen zu Buchstaben und versuchte, in die wahllos hingeklebten Bögen eine Ordnung hineinzulesen. »Asymptote«, wiederholte sie, »Grenzwert« und schrieb die Formeln aus dem Gedächtnis auf das Briefpapier, das auf dem Sekretär im Salon lag.

Erinnerungen an diesem hellen Junivormittag, fern, doch so nah: die lange Reise vor fünf Jahren von Palibino nach Petersburg, die langweiligen Gesellschaften, in die Mama sie einführte, um sie jungen Männern vorzustellen. Die Tanten Schubert, die in ihrer Ehelosigkeit einzutrocknen schienen.

Aber auch die Unterrichtsstunden bei Strannoljubski, den das Wissen seiner Schülerin erstaunte.

Endlos der eisige Winter, endlos die Dunkelheit, die Anjuta und ihre Freundinnen mit kühnen Plänen erhellten. Studium im Ausland, vielleicht in Paris wie Jekaterina Gontscharowa, die, drei Jahre älter als Anjuta, seit einigen Jahren an der Sorbonne Medizin studiert und – so erzählt man hinter vorgehaltener Hand – mit dem Dichter Mistral ein Verhältnis hat. Jekaterina: alter Adel, die Mutter eine Fürstin Nazarow. Riesige Güter der Gontscharows um Kaluga, wo der Vater einige Jahre als Offizier gedient hatte: Wassili Wassiljewitsch Kruikowskoi. Der Zar hatte ihn, den polnischen Artillerieoffizier, als Anerkennung seiner Verdienste um die Niederschlagung der Aufstände in Polen 30/31 in den Generalsrang erhoben und geadelt. Fortan nannte er sich Korvin-Krukowski, heiratete Jelisaweta Fjodorowna von Schubert, die Tochter eines deutschstämmigen Mathematikers und Astronomen. Zwei Töchter wurden geboren, Anna und Sofia, dann Fjodor, der Sohn.

Der Plan: Anjuta soll heiraten. Das machen alle, die ins Ausland wollen. Scheinehe. Mariage blanc. Nicht auf den Tod des Vaters warten, wie Jekaterina Gontscharowa, die vom ältesten Bruder ihr Erbteil in Raten nach Paris ausbezahlt bekommt. Nein, ein Ehemann muß her, der auch ins Ausland will und in dessen Paß man eingetragen wird.

Anjuta ist fast 24. Auf dem besten Weg, ein altes Mädchen zu werden. Sie ist ehrgeizig, hat unter dem Pseudonym Jurij Orbjelowa politische Novellen geschrieben, Erzählungen, die Dostojewski, mit der zögernden Einwilligung Korvin-Krukowskis, in seiner Zeitschrift *Epoche* veröffentlicht hat.

Aber, es fand sich für sie, die schöne Rebellin mit dem honigblonden Haar und den grünen Augen, um die sich Fjodor Michailowitsch vor einigen Jahren vergeblich bemüht hatte – Vater zur Mutter: »*Dostojewski ist kein Mensch*

*unserer Gesellschaft. Was wissen wir schon von ihm? Ein Journalist, der im Gefängniß! Eine schöne Empfehlung!*«–, kein passender Kandidat. Eine Freundin wurde bei der Suche eingeschaltet, Maria Alexandrowna, die an der Medizinisch-Chirurgischen Akademie in Petersburg Vorlesungen hörte und nach einer *mariage blanc* mit dem revolutionären Arzt Bukow zum Studium nach Zürich gehen wollte.

Die Wochen vergingen. Die Tage wurden heller, länger. Die Freundin reiste in die Schweiz. Und noch immer kein passender Mann für Anjuta. Da wurde Sofia ungeduldig, nahm all ihren Mut zusammen und ging zu dem, der ihr in diesem Winter den Hof gemacht hatte: Wladimir Anufrowitsch Kowalewski, Paläontologe, acht Jahre älter als sie selbst. Vom Alter eher ein Ehemann für Anjuta.

Sie sagt ihm, was sie will: *mariage blanc*, um in Heidelberg studieren zu können. Keine romantischen Gefühle, keine ehelichen Pflichten. Kowalewski willigt ein.

An ihrem 18. Geburtstag wird in Petersburg die Verlobung bekanntgegeben. Die Tanten kommentieren säuerlich: *Schön ist er freilich nicht, aber auch nicht über die Maßen häßlich*. Eher klein als groß, glattes Haar, das etwas zu lang im Nacken hängt, rötlich-blond, dazu ein spärlicher Bart. Sie begreifen nicht, wie dieser schüchterne, wenn auch gebildete Mann, so schnell das Herz ihrer kritischen Nichte gewinnen konnte. Sie nennt ihn Wolodja.

Eine Aussteuer wird beschafft, und im September ist Hochzeit auf Palibino. Das Kleid aus weißer Seide, die langen dunklen Haare, am Vorabend auf Papilloten gedreht, fallen in Locken, darauf der Tüllschleier mit einem Kranz von Myrthen- und Orangenblüten.

Die Braut bleibt gleichgültig, findet alles zu aufwendig. Bei der Trauung am Sonntag um 12 Uhr achtet sie darauf, als erste den Fuß auf den rosa Stoff zu setzen, der den Boden vor der Ikonostase bedeckt. Das bedeutet, daß sie in dieser Ehe bestimmen wird, was geschieht.

Dann Rückfahrt nach Palibino, die Sonne scheint, neugierig starren die Dorfleute das Brautpaar an, die Kutschen mit den Gästen. Barfüßige Kinder laufen nebenher. Sofia und Kowalewski winken.

Im Saal redet Papa. Alle klatschen, gratulieren, küssen die Braut. Champagner und Diner. Gegen fünf am Nachmittag reist das Brautpaar nach Petersburg ab. Sofia winkt, die Eltern und Hochzeitsgäste auf der Freitreppe werden kleiner und kleiner, eine bunte Puppenversammlung. Sofia weint und ist zugleich erleichtert. Jetzt versperrt ihr nichts mehr den Weg, Rußland zu verlassen.

Anjuta, die Brautjungfer im duftigen lila Kleid mit den weißen Narzissen, wurde als Begleiterin des Ehepaares in Kowalewskis Paß eingetragen, fuhr mit nach Heidelberg und reiste weiter nach Genf, nach Paris.

Wieviel ist seither geschehen. Längst haben sie Heidelberg verlassen. Kowalewski arbeitet in Jena an seiner Dissertation und sie, auf Empfehlung von Helmholtz und Kirchhoff, bei dem berühmten Karl Weierstraß in Berlin. Integrale und Differentiale. Nur das ist wichtig, auch wenn sie als seine private Schülerin nie ein Examen wird ablegen können. Anders als in der Schweiz, sind Frauen in Preußen nicht zum Studium zugelassen. Hier jedoch, in Zürich, wo Anjuta und Jaclard Wohnung genommen haben, studieren junge Frauen aus allen Teilen des russischen Reichs: der Ukraine, Georgiens, Polens und den Baltischen Ländern. 104 sind sie in diesem Semester, hatte ihr Jelisaweta Litwinowa, die am Polytechnikum Mathematik studiert, im März erzählt, als sie Anjuta das erste Mal in Zürich besuchte.

In der Schweiz, hatte sie stolz erklärt, wird die Erneuerung Rußlands vorbereitet, in den Hörsälen, den Laboratorien, den Spitälern und politischen Zirkeln. Hier – nicht in Heidelberg, Leipzig oder Berlin, wo Frauen die Universitäten verschlossen sind – werden neue Ideen bewegt, Zukünftiges gedacht und ins Werk gesetzt. In Zürich findest du zwei

russische Bibliotheken, Lesesäle, eine russische Speisehalle, in der du dich für 50 Rappen sattessen kannst.

Sie hatte Jelisaweta entgegen wollen, daß es auch in Heidelberg eine große Kolonie gebe, aber sie wußte zu wenig von dem, was dort unter den russischen Studenten vorging. Und auch Kowalewski interessierten seine Studien mehr als die Politik.

Wie geht es ihm? fragt Anna. Gut. Steile Falte zwischen Sofias Brauen: Gut, glaube ich.

Du weißt es nicht? Habt ihr keine Verbindung?

Doch ... ja. Wir schreiben uns. Und er besucht mich manchmal. Dann gehen wir in eine Konditorei und essen Kuchen.

Ihr eßt Kuchen? Ungläubiges Staunen.

Ja, köstliche Kuchen. Mit Sahne und Crème, mit Obst und Schokoladenguß. Fast wie daheim. Er erzählt mir von Jena, von Heckel, von seiner Arbeit. Und ich versuche ihm zu erklären, was ich über die Mechanik der Saturnringe herausfinden will.

Und dann?

Sofia zögert, sagt: Ich bringe ihn zum Bahnhof, und er fährt zurück. Das geht an einem Tag. Früh hin, abends zurück. Oder er schläft in einer Pension und besucht Weierstraß mit mir, der ihn gern bei sich sieht. Dann kochen die Schwestern des Professors ein Mittagessen mit Rouladen, Soße, Kartoffeln und Gemüse. Und Wolodja bemüht sich, unseren Gedanken zu folgen.

Und das ist alles? Du bist verheiratet, Sofia.

Da springt sie auf, rot vor Zorn: Warum? Warum bin ich verheiratet? Du weißt es ... du hast profitiert. Wir konnten raus aus Rußland. Beide. Hast du das vergessen?

Anjuta legt der Erregten die Hand auf die Schulter. Aber die dreht sich um, geht zum Fenster, stößt die Flügel weit auf: Hättest du den Mann gefunden, den du liebst? Und wo wäre Jaclard, wenn wir nicht nach Paris gekommen wären, ihn aus der Haft zu befreien? Wo wärest du?

Vor Sofias Augen verschwimmen die Blätter der Bäume, das Gras, die Margeriten. Hilflos schaut Anjuta auf den Rücken der Schwester, die zuckenden Schultern, das kurzgeschnittene dunkle Haar.

Deinetwegen, sagt sie beschwichtigend, ist Wolodja im April 71 mitgekommen nach Paris, deinetwegen hat er die Gefahren der Reise durch die Kampfzone auf sich genommen, die unruhigen Tage der Kommune, den Hunger, weil wir abgeschnitten waren von ländlicher Versorgung. Ich habe nichts vergessen, nichts, was du getan hast. Aber auch nicht Wolodjas Selbstlosigkeit. Warum sollte er sich einsetzen für eine Schwägerin, die mit den Frauen ihres 18. Arrondissement gegen die deutsche Belagerung in den Kampf zieht, warum sich in Gefahr begeben für Jaclard, einen Anarchisten, der die Nationalgarde anführt, um den Preußen den Einzug in Versailles zu verweigern?

Vergiß die Eltern nicht, Sofia dreht sich nicht um, ohne Pappas Einspruch wärt ihr nicht aus der Haft freigekommen.

Sie wischt ihre Tränen ab. Im Gras spazieren Mama und Papa. Sie im dunklen Kleid, korpulent geworden, den kurzen, schwarzen Spitzenschleier auf dem grauen Kraushaar. In den Ohren die großen, tropfenförmigen Perlen, die von dem Schmuck geblieben sind, den Papa bei ihrer Geburt im englischen Klub verspielte. Vor Aufregung oder Enttäuschung, daß es wieder ein Mädchen war. Wer will es so genau wissen. Die Njanja hatte erzählt, daß schon ein Häubchen mit blauen Bändern für den Sohn bereitgelegt hatte.

Und da ist er, General Korvin-Krukowski, in Uniform, die blinkende Ordensschnalle auf der Brust, schmal, spitz die Nase, das Haar gelichtet, der weiße Bart sorgfältig gestutzt. Wie der des Zaren, seines Herrn. Bemüht um Haltung, bewegt er sich zwischen den Apfelbäumen, den Dreispitz unter dem Arm, so als querte er den Boulevard, um beim zuständigen Minister seine Aufwartung zu machen und um Freilassung von Tochter und Schwiegersohn zu bitten, die, ohne

sein Wissen und den Segen der Kirche in irgendeinem hôtel de ville getraut worden waren.

Es schlägt zwölf. Vom Großmünster, vom Fraumünster, von Sankt Peter. Wir haben ihnen viel zugemutet, sagt Sofia und schließt das Fenster. Hast du Post von Mama?

Erleichtert, die Schwester beruhigt zu sehen, öffnet Anjuta eine Lade des Sekretärs. Gestern gekommen, sagt sie und reicht Sofia den Brief. Sie weiß, daß du mich besuchst.

Sofia legt sich auf das Sofa, das Anjuta mit einer persischen Decke und üppigen Kissen in einen Diwan verwandelt hat. Noch immer ist sie im Morgenmantel, wie auch die Schwester. Jaclard nennt das *une attitude russe*, verzieht bei ihrem Anblick spöttisch den Mund. Wenn er wüßte, denkt sie und faltet die Bogen auseinander, wenn er wüßte, wie es in Palibino zugeht, wenn die Gouvernanten entlassen oder davongelaufen waren und die Njanja sie verwöhnte! Und sie hofft, daß der Schwager nicht so bald zurückkommt.

Mamas vertraute Schrift, das geliebte Russisch, das sie nur dann mit Anjuta spricht, wenn Jaclard fort ist. Er will nicht nach Rußland. Will in der Schweiz bleiben, um den Umsturz in Europa vorzubereiten. In Frankreich, England, Deutschland vielleicht, Ländern mit aufstrebenden Industrien. Dort wird die Revolution ihren Nährboden haben, ist er überzeugt. Nicht in Rußland, dem rückständigen, mit Bauern, die gerade eben aus der Unmündigkeit ihrer Leibeigenschaft erwachen.

Wozu also Russisch lernen? Gebildete Russen sprechen Französisch. Und, es ist schlimm genug, daß Jaclard Deutsch lernen muß, die Sprache des verhaßten Feindes. In der kehligen Verfremdung des Schwyzerdütsch fällt es ihm leichter. Eben hat er das Zürcher Bürgerrecht beantragt, will in der Stadt wohnen.

Meine geliebten Kinder! Sofia liest von Fedja auf der Kadettenschule, von den Tanten Schubert, die sich zur Zeit in Pawlowsk, im großväterlichen Sommerhaus, aufhalten.



Dann Mamas Notizen aus der Gesellschaft, der Petersburger Klatsch: Anjuta, Sofia, stellt Euch vor ...

Mama weiß kaum, mit wem beginnen, so viel ist geschehen. Der wohl größte Skandal in Piter ist die Affäre Natalja de Moërders mit dem Hauslehrer ihrer Kinder, einem Armenier, entlaufenen Priester und Anhänger des Aufrührergrafen Bakunin. Mit diesem Alexander Trofimowski hat sie sich samt ihrer drei Kinder aus dem Staub gemacht. Ihr Mann, Pawel Karlowitsch, der General, der die Flüchtigen in Neapel einholte, hat sie jedoch nicht zur Rückkehr bewegen können. Jetzt leben sie in Meyrin am Genfer See, einem Nest voller Revolutionäre, Anarchisten und Nihilisten. Man sagt, die Generalin sei von Trofimowski schwanger und habe ihren deutschen Mädchennamen wieder angenommen: Eberhardt.

Ach, die Generalität. Verwirrungen, wohin man schaut. Ihr kennt von Salomé, den Staatsrat, der mit Papa im polnischen Aufstand kämpfte. Er ist mit einer Wilm verheiratet. Drei Söhne, wohlgeraten, dann eine Tochter, Ljolja. Der General vergöttert das Kind. Ljolja spricht Deutsch und Französisch, aber das Russische so schlecht, daß der Besuch eines Gymnasiums aussichtslos erscheint. Dennoch soll sie begabt sein – und frühreif. Sehr religiös. Regelmäßig besucht sie die Predigten von Henrik Gillot. Man sagt, er sei ein brillanter Kanzelredner, unterstände als Mitglied der niederländischen Gesandtschaft keiner der protestantisch-reformierten Kirchenleitungen Peters und gelte als eigenwillig. Er hat Zulauf bis in die obersten Schichten der Gesellschaft, hat Einfluß. Der General läßt seiner Tochter alles durchgehen. Also, man wird sehen ...

Sofia lächelt. Ach, Mamotschka. Für dich sind die Mädchen aufsässig, nur weil sie fordern, was für junge Männer selbstverständlich ist: Ausbildung, Studium, Reisen, die Gestaltung des eigenen Lebens. Ohne Winkelzüge. Ohne Lügen. Ohne mariage blanc.

Sie denkt an Wolodja, weiß, daß er sie seit jenem eisigen Winter liebt, als sie ihren schüchternen Verehrer bat: Wladimir Anufrowitsch, heiraten Sie mich.

Er tut alles für sie, rücksichtsvoll, fürsorglich. Er reiste mit ihr nach London, wo er Darwin traf und sie die berühmte George Elliot, mit der sie Briefe wechselt. Sonntags begleitete er sie von Heidelberg nach Ober-Eßlingen, wo ihre deutschen Verwandten ein Landgut besitzen. Sie: *heiter, lebhaft und gesprächig*. Kowalewski sitzt still daneben.

Was ist los mit ihm? fragte Cousine von Adelung, die romantische Vorstellungen von einer jungen Ehe hegt. Nichts, hat sie geantwortet. Und das entspricht der Wahrheit. Es ist nichts. Nur einmal ... Sofia schließt die Augen, nur einmal ... Nicht daran denken. Danach wurde die Spannung unerträglich, deshalb ging Kowalewski nach Jena.

Schläfst du? Anjuta stubst sie zur Seite, setzt sich zu ihr, nimmt den Bogen, der Sofia aus der Hand gegliiten ist, liest vor:

Ich weiß nicht, ob ihr Domontowitsch kennt, Michail Alexejewitsch. Er hat Güter in der Ukraine, lebt jedoch seit seiner Beförderung zum General in Piter. Sein Bruder, vielleicht erinnert ihr den Namen, hat maßgeblich an den Gesetzen zur Aufhebung der Leibeigenschaft mitgearbeitet.

Michail Alexejewitsch, ein beehrter Junggeselle, schon über 40, hat inzwischen geheiratet. Keins der jungen Mädchen, deren Mütter sich nach jeder Saison Hoffnungen machten, sondern eine Witwe mit drei Kindern, Alexandra Mrawinskaja. Eine aparte Gestalt, nicht von Adel, deutsche und französische Vorfahren, russische Mutter, der Vater Alexander Maasalin, ein reicher Holzhändler aus dem finnischen Kuusa. Im vergangenen Jahr wurde den Domontowitschs eine Tochter geboren, Alexandra. Man sagt, der General sei närrisch vor Freude. Jetzt hat Papa gehört, daß Domontowitsch nach Süden gehen soll. Unruhen an der

türkischen Grenze könnten ein Eingreifen von unserer Seite erfordern, was der Himmel verhüten möge.

Aus dem Süden ist übrigens eine andere sehr bizarre Geschichte zu uns gedrungen. Die Blavatskaja, ihr wißt schon, die Enkelin der Prinzessin Dolgoruki und Tochter von Jelena Gan – ihr kennt die Bücher der beiden Frauen –, die Blavatskaja, die nach jahrelangen Reisen zu ihren indischen und ägyptischen Eingeweihten, bei Verwandten in Odessa lebte und dort allerlei dubiose Geschäfte, Kunst- und Blumenhandel trieb und eine Fabrik für Tinte gegründet haben soll, ist nach Paris gereist und will sich in die Vereinigten Staaten einschiffen. Wieder einmal auf dem Weg ihrer karmischen Bestimmung. Was haltet ihr davon?

Mir ist das fremd, sagt Anjuta und legt den Bogen zur Seite. Die Probleme in Rußland drängen nach Veränderung. Wie kann man da durch die Welt ziehen, um nach Meistern, Mystikern und indischen Gurus zu suchen? Wer, wenn nicht wir, ist aufgerufen, ins Land zu gehen, die Bauern zu unterrichten, sie gesund und stark zu machen für ein neues, ein gerechteres Rußland? Übrigens mußt du, wechselt Anjuta das Thema, die Bardina kennenlernen, die hier in Zürich am Polytechnikum Land- und Forstwirtschaft, an der Universität Philosophie studiert und einen politischen Frauenzirkel, die *Fritschen*, gegründet hat.

Auf Sofias verständnislosen Blick erklärt sie, daß dieser seltsame Name auf ihren Vermieter, den Schreiner Fritschi zurückgeht, der im Stapferweg eine Pension betreibt und gern Russen aufnimmt. Dort, beim Fritschi, kommen regelmäßig ein Dutzend Studentinnen zusammen, um sozialistische Literatur, politische Ökonomie und die Geschichte der Arbeiterbewegung zu studieren. Auch die Schwestern Figner sind dabei, Lidija und Vera, Medizinstudentinnen aus Kasan. Vera ist mit einem Studenten verheiratet, ebenfalls aus Kasan, Alexej Viktorowitsch Filippow. Sie wohnen in der Unteren Plattenstrasse, im »Russischen Haus«. Die

Leute nennen es so, weil dort nur Russen wohnen und sich in diesem Haus das Hauptquartier der Lawrow-Anhänger befindet.

Mariage blanc? Sofia scheint nur das eine zu interessieren. Anjuta zuckt die Achseln. Man sieht die beiden wenig zusammen. Es heißt, es gebe politische Differenzen. Vielleicht erträgt er auch nicht, daß sich die Frauen in ihrem Zirkel treffen, ihren eigenen Weg gehen wollen.

Und unsere Petersburger Freundin, Maria Alexandrowna? Ist sie noch in Zürich? Ich war ihr übrigens damals ziemlich böse, daß sie dir keinen Mann besorgen wollte. Aber ich mag sie trotzdem, würde sie gern wiedersehen.

Anjuta schüttelt den Kopf. Sie war bis vor zwei Jahren hier. Ist Augenärztin geworden und praktiziert in Rußland. Übrigens ist sie von Bokow geschieden und hat ihren Lehrer, einen Physiologen, geheiratet. Wußtest du, daß sie Tschernyschewski als Vorlage zu seinem Roman *Was tun?* gedient hat?

Sofia nickt. Was tun? Sie kneift die Augen zusammen als müßte sie etwas genau sehen, um es beurteilen zu können: Scheidung? Endgültige Trennung von Wolodja? Keine Briefe mehr? Keine Besuche? Kein Kuchen im Café? Nie mehr gemeinsam in den Tiergarten? Kein Handkuß auf dem Bahnhof? Do swidanija, Sonjitschka. Sie kann es sich nicht vorstellen.

Was sagtest du gerade? Verwirrt schaut sie Anjuta an.

Maria Alexandrowna übersetzt Darwin ins Russische, wiederholt die Schwester, und ein Buch mit dem eigenartigen Titel *Brehms Tierleben*.

Was schreibt Mama über Papa? Wie geht es ihm?

Nichts. Nur, daß er uns von Herzen grüßen läßt. Das hat mich beunruhigt.

Ungewöhnlich, stimmt Sofia zu. Aber bei der Fülle an Klatsch war Mama wohl des Schreibens müde.

Keineswegs. Anjuta lacht und liest weiter: Es wird Euch

interessieren, daß Jelisaweta Tomanowskaja, wie die Tanten schreiben, wieder in Piter aufgetaucht ist. Sie hat ihren Ehenamen Dmitrijewna abgelegt, ist offenbar geschieden (war das etwa eine *mariage blanc*?) und will wieder heiraten. Papa und ich kennen den Mann nicht, aber die Tanten meinen, daß er ein windiger Bursche ist. Politisch, so erzählt sie überall, sei sie nicht mehr interessiert, obwohl sie noch immer mit Marx oder dessen Tochter Jenny in Kontakt stehen soll. Unverständlich, oder? Sie war doch das Mädchen mit den aufrührerischen Ideen, und Du, Anjuta, damals in Piter ihr großes Vorbild. Ich erinnere, wie sie plötzlich Dmitrijew heiratete und nach Genf zu den Revolutionären verschwand.

Anjuta schaut auf. Wo Jelisaweta auftauchte, gab es Ärger. In Genf agitierte sie gegen Bakunin und die Allianz, gründete eine russische Sektion, mit der sie Anschluß an die Internationale suchte. Vor drei Jahren fuhr sie zu Marx nach London, nahm an den Sitzungen des Generalrats teil. Aber alles war ihr zu langweilig, zu theoretisch. Ihr Motto: Auf die Masse kommt es an, nicht auf die Reinheit der Lehre. Erst als im März 71 in Paris die Kommune ausgerufen wurde, war sie in ihrem Element. Du hast sie ja in Paris erlebt, nicht zu bremsen vor Enthusiasmus. Überall mischte sie sich ein, kritisierte Marx und die Ratsmitglieder in London, weil sie untätig abwarteten, trat unserem Comité des Femmes bei – immerhin waren wir damals mehr als 1800 Frauen –, lehnte jedoch unsere Organisationsform ab, stritt, gründete ihre eigene Union des Femmes, die mit ihren zentralistischen Tendenzen in scharfem Gegensatz zu uns stand. Doch als die Kommune niedergeschlagen wurde, war sie die erste, die verschwand.

Sie ist 22, so alt wie ich – und gibt auf. Vielleicht, nachdenklich legt Sofia die Fingerspitzen gegeneinander, vielleicht ging es ihr nicht schnell genug mit den Veränderungen. Und sie denkt, daß sie selbst auf ihrem Weg, die Welt